

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

ohne jedoch gemein zu werden. Er hatte stets die sinnreichsten Antworten in Bereitschaft, und Genovefa schien sich recht zu amüsieren und Herr Delbonne gab ihm fortwährend rückhaltlosen Beifall.

Herr Delbonne mußte sodann geschäftshalber für eine Stunde ausgehen, und René blieb allein mit Genovefa.

Wie sehr ein Jüngling mit den Gebräuchen der Welt auch bekannt sein mag, überkommt ihn doch immer eine gewisse Verlegenheit, wenn er sich mit einem Mädchen allein befindet. René benahm sich daher ziemlich ungeschickt und linksich, um die beim Weggehen des Herrn Delbonne's gefallene Unterhaltung wieder aufzunehmen.

— Seit wann sind Sie hier, Fräulein?

— Schon seit vierzehn Tagen.

— Und Sie sollen, was für uns leider zu wenig ist, einen Monat hier bleiben, wie mein Onkel gesagt hat?

— Noch vierzehn Tage, und ich werde dieses gastfreundliche Haus verlassen.

— Ich möchte, daß Sie immer da wären.

— Warum das?

— Um Sie öfters zu treffen.

Genovefa wurde feuerroth bis auf das Augenweiß, antwortete aber nicht.

— Ich würde jede Woche die Reise von Paris nach Mençon machen, setzte René animiert bei, um Sie so herrlich singen und spielen zu hören, wie gestern Abend.

Genovefa stand auf und wollte gehen.

— Bleiben Sie nur, bitte, Fräulein. Ich verehere Sie vollkommen, und keines meiner Worte wird Sie im geringsten verletzen. In Ihrer Gegenwart empfinde ich eine ganz besondere Neigung zu Ihrer Person. Ich weiß nicht, wie ich das nennen soll, bin aber glücklich, es Ihnen mittheilen zu können.

— Sie sind allzu wohlwollend für mich, mein Herr, und Ihr Kompliment ist gar zu schmeichelhaft.

— Nein, es ist bloß der aufrichtige Ausdruck meines Gefühls. Verzeihen Sie mir diese Freimüthigkeit, Fräulein; sie kommt von Herzen.

— Danke bestens für die gute Meinung, die Sie von meinem musikalischen Talent haben, und ich werde mich bemühen, dieselbe noch besser zu verdienen.

Als Herr Delbonne zurückkam, fragte er, wer eine Spazierfahrt in den Wald mitmachen wolle.

— Ich, antwortete Genovefa.

— Ich stehe zu Diensten, lieber Onkel, fügte René hinzu.

— In einigen Minuten werden wir ausfahren.

Genovefa zog sich auf ihr Zimmer zurück, um ihrer Toilette noch einen Blick zu widmen, während der Onkel und sein Nefse im Garten auf- und abgingen.

— Was ich sagen will, René, wie findest du unser Landleben hier? frug Herr Delbonne. Ich finde es erträglicher als das geräuschvolle Pariser Leben.

— Besonders wenn ein reizendes Mädchen dessen Zierde ausmacht.

— Ah so! du sprichst von Genovefa.

— Gewiß, eine allerliebste Person!

— Wenn dem so ist, warum heirathest du sie nicht?

— Daran dachte ich; sie ist aber wohl von anderer Seite bereits . . .

— Genovefa hat noch freie Wahl. Wenn du aber auf ein großes Vermögen siehst, so gehst du fehl; begnügtst du dich hingegen mit einem hübschen Mittelmaß, so kannst du auf das liebe Kind reflektiren.

— Der Mitgift ziehe ich Herz und Geist vor.

— Lieber René, du bist kein Mann deiner Zeit, ich gebe dir aber hundertmal recht. Uebrigens bist du mein einziger Erbe, und der Geldsack, den du nach meinem Verscheiden finden wirst, wird nicht leicht in die Wage deines Geschickes fallen.

— Davon sprechen wir nicht.

— Doch, davon sprechen wir, da es sich um deine Zukunft handelt.

— Sie würden also, lieber Onkel, meine Heirath mit Fräulein Genovefa gerne sehen?

— Sehr gerne, gewiß. Das Mädchen kenne ich seit seiner Kindheit. Daß sein Vater mein alter Freund ist, habe ich dir schon gesagt; seine Einwilligung, da er alleinsteht, würde ich un schwer erwirken können.

— Müßte man nicht vorerst die Zustimmung Genovefa's haben?

— Erlaubst du mir, sie darum anzugehen?

— Ich wollte Sie eben bitten . . .

— Morgen wirst du die Antwort haben.

Inzwischen fuhr das leichte Sommer-Wägelchen vor; man stieg ein, und das Pferd trabte ab.

V.

Am andern Morgen, in aller Frühe, pochte René an die Thüre des Herrn Delbonne.

— Schon auf! rief ihm der alte Rentier entgegen.

— Ich hatte Eile, die Antwort .. zu hören.

— Genovefa willigt ein.

— O welch' einen Dank bin ich Ihnen nicht schuldig, lieber Onkel!

— Die Mühe war nicht sehr groß; auf die Frage, welche ich ganz einfach, ohne Umschweife gestellt habe, antwortete sie bloß mit „Ja“. Eine so bündige Antwort ist von guter Bedeutung.

— Tausend Dank! rief René, dem Onkel um den Hals fallend; ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin.

Der Tag gestaltete sich äußerst angenehm für die beiden Liebenden; sie unterhielten sich lange über ihr Vorhaben, über die Hoffnungen ihres künftigen Lebens, das so schön ist, wenn die Herzen einander verstehen, wenn die Seelen Schwestern sind. Ihr persönliches Vermögen, wenn auch nicht sehr bedeutend, werde ihnen doch gestatten, ihren Rang in der Welt zu behaupten, und nirgendwo ist das Leben so schön wie in Paris, vorausgesetzt daß es von allen materiellen Sorgen frei sei.

Die Woche ging rasch vorüber. Herr de la Roche machte seiner Genovefa unaufhörlich den Hof; er war voll Begeisterung für sie, und ihr Bild schwebte stets vor seinem Geiste.

Herr Delbonne lächelte: „Jugend, Jugend, warum dauerst du nicht ewig?“

Eines Abends, da der vortreffliche Oheim guter Laune war, wie immer, sprach er über Tische mit einem Male:

— Vergessen sie, theuerste Genovefa, daß Sie in zwei Tagen nach Paris zurückkehren müssen?

— Schon! rief das Mädchen aus. Dann, diese Offenherzigkeit gleichsam bereuend, fügte sie hinzu: Jawohl, mein Vater erwartet mich, und mit Freude werde ich ihn wiedersehen.

— Ich reise auch, ergänzte René.

— Nichts zwingt dich, mich jetzt schon zu verlassen, erwiderte Herr Delbonne; deine vierzehn Tage sind noch nicht herum.

— Was liegt daran, wenn unsere lebenswürdige Freundin uns verläßt.

— Das ahnte ich, versetzte Herr Delbonne. Deshalb werde ich Euch begleiten.

— Bravo! Onkel.

— Das muß ich aus mehrfachen Gründen: zunächst ist Genovefa einer Dame aus Mençon, die gerade in Paris gewesen, anvertraut worden, um hieher zu kommen; es ist also nicht mehr als billig, daß die Rückreise unter dem Schutze eines alten Freundes ihrer Familie geschieht. Dann habe ich dir versprochen, dich dem Vater deiner Braut selbst vorzustellen und in deinem Namen um ihre Hand zu werben, was ich in der Ferne nicht thun kann.

— Sie denken ja an alles.

— Dazu habe ich Zeit, und du hast doch auch nach deiner langen Reise daran gedacht zu kommen und deinen Onkel zu umarmen!

— Allerdings, vielleicht aber ohne das geringste Verdienst; ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß meine Reise nach Mençon durch etwas ganz anderes veranlaßt war.

— Na! sprich.

— Ich habe als Nachbar, anscheinlich erst seit einigen Monaten, den lästigsten, eigenmächtigsten, häßlichsten Menschen der Welt.

— Wahrlich?

— Mein Zimmer stößt an das seinige, und jeden Morgen um fünf Uhr macht er einen Höllenlärm, der meinen Schlaf stört.

— Um diesem Lärm zu entgehen, bist du zu mir gekommen?

— Ich muß es bekennen.

— Jetzt weiß ich doch wenigstens, woran ich bin. Warum hast du aber den unbequemen Menschen nicht gebeten, weniger Lärm zu machen?

— Das habe ich sofort gethan, aber umsonst. Dann habe ich mich an ihm gerächt: Da ich nämlich wußte, daß er sich fast gleichzeitig mit der Sonne legt, so habe ich ihm, am Vorabend meiner Abreise, zwischen neun und zehn Uhr, mit dem Klapphörnchen eines aufgespielt, woran er sich lange erinnern wird. Indessen muß ich gleich sagen, daß ich den Borneusausbruch bedauert habe; denn der Mann ist ein

Gelehrter, der sich der Weckeruhr bedient, um regelmäßig in früher Morgenstunde an die Arbeit zu gehen; im Augenblick bereitet er für das „Institut der fünf Akademien“ ein Gutachten von großer Bedeutung vor.

— Und der Mann heißt? fragte Herr Delbonne.

— Thomas Burselle.

— Mein Vater! schrie Genovesa.

Herr Delbonne brach in ein schallendes Gelächter aus. René hingegen, bleich, bestürzt, konnte nur die drei Worte hervorbringen: „Ich bin verloren!“

— Da hast du, lieber René, einen schönen Streich gespielt, einen Schelmenstreich!... Und der gute Onkel lachte wieder aus vollem Halse.

— Mein Vater wird Ihren Racheakt vergessen, fügte Genovesa furchtsam hinzu, total verwirrt beim Anblick der tiefen Niedergeschlagenheit des jungen Mannes. Er ist gut, fuhr sie fort, und ich werde so lange in ihn dringen, bis er verziehen haben wird.

— Ich werde es nie wagen, ihm vor die Augen zu treten, stotterte der Botschafts-Attaché, ich würde ihm lächerlich vorkommen.

— Was fiel Dir aber auch ein, ein Klapphörnchen-Concert zu veranstalten für einen respektablen Nachbar, der nur ruhig zu schlafen verlangt?

— Mein Vater hat auch Unrecht gehabt, setzte Genovesa hinzu; sein Wecker stört den Schlaf aller Hausbewohner. Gleich bei unserm Einziehen haben sich mehrere Miether beklagt, und so war es überall: das tosende Morgen-geräusch bringt uns nur Unannehmlichkeiten!

— Wohlan denn! sprach Herr Delbonne, ich sehe um so klarer ein, daß meine Gegenwart zu Paris nothwendig ist, um alles auszugleichen. Wird es mir gelingen? Burselle ist zäh, zum Glück bin ich es aber auch, und er hat mir schließlich immer nachgegeben. Heute Abend will ich noch an Burselle schreiben, er solle für mich und Genovesa den Tisch decken. Unter dessen, theure Kinder, seid nicht verzagt.

VI.

Am bestimmten Tage, sechs Uhr Abends, stiegen unsere drei Reisenden am Bahnhofe Montparnasse aus. René ging im Restaurant

zu Nacht essen und ließ nachher durch Hubert seinem Oheim ein Zimmer zubereiten.

— Vollkommen! rief Thomas Burselle, als er um halb sieben Uhr Genovesa und Herrn Delbonne eintreten sah; nichts ist schwieriger und lobenswerther, als die Pünktlichkeit.

— Still, alter Zeitmesser! versetzte Herr Delbonne, ihn herzlich umarmend, und wenn der Zug Verspätung hat?

— Dann ist er im Fehler.

Genovesa, nachdem sie ihren Vater zärtlich geküßt hatte, wechselte ihre Kleidung und sah dann nach, ob auf dem Tisch alles in Ordnung war. Kurz darauf saßen alle beim Nachtessen.

Man sprach von der Reise, von der stehenden Kälte, die sich bereits fühlen ließ, von der Schönheit des verflossenen Monats, von den Promenaden im Walde, von den pittoresken Ausflügen in der Umgegend der Departements-Hauptstadt. Der Besuch des Herrn René de la Roche blieb aber sorgsam unerwähnt; man wollte nämlich nichts übereilen.

Das Essen war eine Weile beendet, als Genovesa unter dem Vorwand der Müdigkeit sich zurückzog, wie vereinbart worden war. Ihre Bitte schien dem Vater so natürlich, daß er seinem lieben Kinde sofort zustimmte. Die beiden Freunde blieben allein beisammen.

— Lieber Delbonne, sprach der alte Gelehrte, schon zwei Stunden bist du hier und ich habe dir noch nicht dafür gedankt, daß du selbst meine Tochter nach Paris zurückführen wolltest.

— Nie hat mir eine Reise besser zugesagt: du weißt, daß ich deine charmante Genovesa herzlich lieb habe und sie nie der Obhut eines andern anvertraut hätte. Warum läßt du sie nicht heirathen?

— Daran denkt Genovesa noch nicht.

— Das ist ein Einfall, den nur ein Gelehrter haben kann. Wie! Genovesa mit ihren neunzehn Jahren, ihrer Schönheit, ihren persönlichen Vorzügen, ihrer Mitgift, denkt nicht an's Heirathen! Weißt du denn nicht, daß von achtzehn bis fünf und zwanzig Jahren ein Mädchen stets an solche Dinge denkt.

— Mir bangt davor.

— Wahrlich! soll sie eine alte Jungfer bleiben?

— Das will ich nicht sagen.

— Wenn du einmal nicht mehr da bist, was soll sie anfangen, allein, ohne Familie, ohne Stütze?

— Du hast recht, aber schweige davon.

— Freund Thomas, als ich heute nach Paris fuhr, hatte ich einen zweifachen Zweck: einmal dir deine Tochter zurückbringen, dann um ihre Hand anhalten.

— Du bewirbst dich um Genovefa?

— Ja.

— Für . . . ?

— Meinen Neffen. Dachtest du, es wäre für mich?

— Ja, wahrlich.

— Wie dumm! Willst du denn aus meinem alten Gerippe noch einen Tochtermann heraus-schneiden?

— Heute Abend bin ich ganz verblendet.

— Ja, das scheint mir. Laßt uns im Ernste sprechen: ich begehre die Hand deiner Tochter für meinen Neffen.

— Ja, aber ich kenne deinen Neffen nicht, und Genovefa kennt ihn auch nicht. Sollte ich die Person nicht sehen, bevor ich eine Antwort gebe?

— Theurer Bursaille, du hast meinen Neffen gesehen, und Genovefa hat ihn bei mir getroffen: zwischen beiden besteht kein Hinderniß, im Gegentheil.

— Wo wohnt dieser Neffe?

— In Paris.

— Er heißt?

— René de la Roche.

Thomas Bursaille suchte nach diesem Namen; bei welcher Gelegenheit war er ausgesprochen worden? Plötzlich stand er auf, ging an seinen Schreibtisch, durchwühlte die in letzter Zeit erhaltenen Visitenkarten, bot dann eine solche seinem Freunde dar, der ruhig dasaß und auf einen Wuthausbruch gefaßt war.

— Ja, wirklich, sagte er spöttisch lächelnd, ich kenne Herrn René de la Roche: vor vierzehn Tagen beehrte er mich mit seinem Besuche, und auf sein fleghaftes Ansinnen habe ich mit allen ihm schuldigen Ehrenbezeugungen geantwortet. Er ist mein Nachbar, der liebenswürdigste aller Nachbarn: wenn er Abends oder Nachts nach Hause kommt, nimmt er sein Klapphörnchen und bringt den Hausgenossen ein Ständchen, schöner als die Zigeuner es zu thun verstehen.

Herr Delbonne hörte unentwegt dem Spotte zu, ohne seine Gedanken durch irgend ein Zeichen zu erkennen zu geben.

— Ah! dieser Herr René de la Roche ist dein Neffe, fuhr Thomas Bursaille fort; ah! er hat meine Tochter gesehen und ist in sie verliebt. Ich bedaure, dieser Herr de la Roche wird mein Tochtermann nie sein.

— Gut gesprochen, alter Freund, erwiderte Herr Delbonne, und ich weiß nicht, ob ich an deiner Stelle anders gehandelt hätte als du.

— Du wirst wohl von seinem Benehmen nichts gewußt haben?

— Ich wußte davon.

— Und du hast ihn gewiß tüchtig ausgezankt?

— Da er den Streich lebhaft bedauerte und da er Paris auf vierzehn Tage verließ, um der Versuchung nicht abermals zu unterliegen, so habe ich auf meine Vorstellungen kein großes Gewicht gelegt; denn sobald er sein Unrecht einsah, konnte ich nur verzeihen.

— Sein Unrecht wird er blos deswegen bekannt haben, um es mit Genovefa nicht zu verderben!

— Er hat seine Unbesonnenheit eingestanden, ehe er wußte, daß Genovefa deine Tochter ist.

Bursaille's Zorn ließ ein wenig nach, und Herr Delbonne sprach mit größter Seelenruhe weiter:

— René hat dir gegenüber sehr schlecht gehandelt, er erkennt es selbst; es ist unbillig, den Schlaf eines Arbeiters, wie du einer bist, zu stören; er war freilich in seinem Zimmer und die Glocke hatte noch nicht zehn geschlagen; obschon es ihm deshalb freistand, Musik zu machen nach Belieben, so gebe ich ihm doch nicht Recht: denn wollte ein jeder nach seinem Gutdünken handeln, als Egoist und Tyrann auftreten, so könnte man nicht mehr nebeneinander wohnen. Bist du nicht dieser Ansicht?

— Doch.

— Um halb zehn Uhr Abends stört er deine Ruhe mit seinem klangvollen Instrument, und um fünf Uhr morgens hindert ihn dein Wecker zu schlafen. Welches von beiden verdient den Vorzug?

— Das ist was anderes! Habe ich nicht das Recht, mich wecken zu lassen in meiner Wohnung, wie ich es für gut finde?

— Doch, wenn nur andere dadurch nicht belästigt werden. Da bist du in deine eigene Falle gerathen; wenn René Unrecht hat, so kann dir kein verständiger Mensch Recht geben. Was ist eigentlich geschehen? Herr de la Roche, Botschafts-Attaché, kam nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit nach Paris zurück, nimmt von der seit Jahren innegehabten Wohnung wieder Besitz und will einmal ruhig ausschlafen. Um fünf Uhr schreckt ihn dein Wecker auf, und aus ist es mit dem Schlafe. Jeden Morgen wiederholt sich dasselbe Geräusch, und da willst du, daß er sich nicht beklagt? Ist nicht er das Opfer deiner Tyrannei? Muß nicht er die Launen eines Gelehrten-Trozes ertragen? Hätte er nicht das Recht, dich zu verwünschen? Er thut es nicht, sondern begehrt dein Tochtermann zu werden.

— Den Lärm meiner Weckeruhr stelle ich nicht in Abrede.

— Zum großen Glück.

— Nur ist er mir nothwendig.

— Wenn auch die andern darunter leiden!

— Ich werde ihn fortgebrauchen.

— Da haben wir's! So sei es denn, behalte deine Weckeruhr und gib uns deine Tochter.

— Ich will darüber nachdenken.

— Vergebliche Mühe! Wie viel zählst du deiner Genovesa her? Sie hat Anspruch auf eine respectable Mitgift!

— Sie bekommt fünfzigtausend Francs.

— Aus einer Hand, und fünfzigtausend aus der andern, macht hunderttausend. Ich könnte mehr verlangen, begnüge mich aber mit wenigem. Verstehst du mich?

— Hunderttausend Francs! Dich kostet es nichts.

— Bitte, ich gebe meinem Neffen mein Besitzthum in der Avenue Rapp, damit er deine abscheuliche Weckeruhr nicht mehr hört, und obendrein dreihunderttausend Francs. Und jetzt, Alter, bist du zufrieden?

— Du machst mit mir was dir beliebt! Wenn ich bedenke, daß ich mein ganzes Leben lang von diesem Sonderling beeinflusst werde!

— Morgen Abend stelle ich dir Herrn de la Roche vor; in der nächsten Woche unterzeichnen wir den Ehevertrag und in einem Monat findet die Hochzeit statt.

— Geh mir weg! Du machst mich zum Narren!

— Also auf morgen! Gute Nacht!

Herr Delbonne drückte die Hand des Thomas Burseille und begab sich zu seinem Neffen.

— Und nun? frug der junge Mann erwartungsvoll.

— Morgen die offizielle Vorstellung, in acht Tagen der Vertrag und in einem Monat die Hochzeit.

— Angenehme Ueberraschung! Ungehofftes Glück! Damit werde ich mich an seinen Wecker gewöhnen können.

— Nein, denke nicht daran: du bekommst mein Haus in der Avenue Rapp.

— Theurer Onkel! Tausend Dank!

— Weil das Haus unterhalten werden muß, lege ich dreihunderttausend Franken bei.

Am folgenden Tag fand eine angenehme Versammlung beider Familien statt; René bat Herrn Burseille um Verzeihung, und der letztere seinerseits ging seinen künftigen Tochtermann um Nachsicht an; nach dem Essen umarmten sie sich wie alte Freunde. Genovesa, ob der glücklichen Wendung der Dinge entzückt, drückte Herrn Delbonne die Hände und sprach zu ihm; „Ihnen, theurer Herr, werde ich mein Glück zu verdanken haben.“

Einen Monat später feierten Herr René de la Roche und Fräulein Genovesa ihre Hochzeit in der Sanct-Clotildenkirche.

Das junge Paar zog dann in das liebliche Haus der Avenue Rapp; Herr Delbonne versprach seinen öftern Besuch, und er ist ein Mann, der sein Wort hält.

Thomas Burseille setzte sich mit jugendlichem Feuer wieder an die Arbeit; seine Kinder haben alle Mühe, ihn bisweilen davon zu trennen, und die Weckeruhr fährt fort, wie früher, jeden Morgen zu klingeln.

Sophronyme Loudier.

Das Schloßgespenst von Kermolek.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Es war im Oktober 1853. Ich befand mich seit einigen Tagen in Paris, wo ich etwa einen Monat zu meinem Vergnügen verbringen wollte, und schlenderte in den Gallerien des Palais-Royal herum, als ich plötzlich vor einem

jungen Manne stand : er war von meinem Alter, dick, unterseht, härtig, mit lebhaftem und lustigem Blick. Er streckte mir die Hände entgegen : Bitte um Entschuldigung, wenn ich mich irre, sprach er ; sind Sie nicht einer meiner Mitschüler aus dem Jesuiten-Collegium in Freiburg ? Heißen Sie nicht . . .

Und er setzte meinen Namen hinzu, während ich mich zu erinnern suchte, wem das Gesicht mit dem dichten schwarzen Bart gehören möchte.

— Wie, fuhr er fort, Sie erkennen Ernst Dumoulin nicht mehr ?

— Ah ! du bist es ! rief ich aus, welch' eine Freude dich wieder zu sehen ! Und ich fiel ihm um den Hals.

— Was hast du während der zehn Jahre getrieben ? Ich glaube einmal gehört zu haben, daß du die Rechte studierst !

— Richtig, und in diesem Jahre bin ich zum ersten Male als Advokat in Straßburg aufgetreten. Und du ?

— Ich wohne in der Bretagne, wo ich mich etwas mit Landwirtschaft abgebe. Mein Vater, den ich vor zwei Jahren verloren, hat mir ein altes Schloß und ein paar Meierhöfe hinterlassen.

— Vielleicht das Schloß von Kermolek, wovon du manchmal gesprochen hast . . . ein Schloß, worin so seltsame Dinge passiert sein sollen . . . Bist du verheirathet ?

— Noch nicht. Und du ?

— Auch nicht.

— Vorerst, theurer Freund, etwas Wichtigeres : hast du gefrühstückt ?

— Nein.

— Dann gut, um so besser : wir gehen zusammen frühstücken.

Kurz darauf saßen wir im Restaurant des Petit Vefour vor zwei Duzend Aultern und einer Flasche Chabliswein, indem wir auf das Uebrige warteten, was mein alter Kamerad noch bestellt hatte. Während wir mit der Gabel arbeiteten, plauderten wir von unsern Studienjahren, unsern Lehrern und ihrer Vertreibung nach der Niederlage des Sonderbundes. Nach dem Essen frug mich Dumoulin :

— Amüsierst du dich zu Paris ?

— Nicht sonderlich, erwiderte ich ; ich kenne fast niemand und bereits bin ich all' des Lärmes und der Menschenmenge satt.

— Und ich bin übersatt. Weißt du was ? Komm, und bringe den Rest deiner Ferien bei mir zu.

Ich wollte mir die Sache überlegen, kam aber bald zu einem Entschluß. Am selben Abend kaufte ich mir ein Paar Jagdschuhe, und am andern Tage nahmen wir Plaß in der Diligence nach Brest.

Als wir durch Laval fuhren, entdeckte ich eine neue Welt : es war nämlich Markttag, und in den Straßen wimmelte es von Bauern, die in Ziegenfellen mit dem Haar nach außen einhergingen. Wir befanden uns im Lande des Chouankrieges : zwei Stunden von Laval war es, wo im Jahre 1793 Jean Cottereau, mit dem Beinamen Chouan, die erste Bauernzusammenrottung gegen die Republik zustande brachte.

Einige Meilen jenseits Rennes erwartete uns der Knecht Dumoulin's mit einem Bread. In drei Stunden fuhren wir im Trab nach dem Schlosse Kermolek zwischen einem Wald und einem Teich gelegen.

II.

Beim Ausbruch der Revolution von 1789 gehörte das Landgut Kermolek seit undenklichen Zeiten einer adlichen Familie, deren Namen es trug. Das Besizthum bestand größtentheils aus Wald und öden Ländereien, deren Ertrag äußerst gering war ; das übrige war angepflanzt und etwa zwanzig Pachtböfen zugetheilt. Graf Guido von Kermolek wurde für den reichsten Edelmann in der Gegend gehalten. Er war Offizier gewesen ; hatte aber nach einem Zwist mit einem seiner Vorgesetzten den Militärstand verlassen und sich zu seiner Mutter auf das Schloß Kermolek zurückgezogen. Im Alter von fünfundvierzig Jahren hatte er eine Koufine geheirathet, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, schenkte. Zur Zeit als die Ereignisse, welche ich erzählen will, eintraten, hatte der Sohn sechs Jahre, die Tochter fünf. Die alte Gräfin und ihre Schwiegertochter waren fromme und liebevolle Damen, die nicht nur den Armen Almosen austheilten, sondern auch die Kranken besuchten und überall in der Umgegend dem Elende abzuhelpen bestrebt waren. Graf Guido liebte seine Mutter und seine Gemahlin zärtlich, theilte

aber, zum größten Leidwesen derselben, ihre religiösen Ueberzeugungen nicht. Er hatte die Schriften der gottlosen Philosophen des 18. Jahrhunderts gelesen und daher seinen Glauben verloren. Gegen die vermeintlichen Vergehen und Mißbräuche des Königthums eingenommen und wegen erlittenen Unrechts gegen die Regierung aufgebracht, trat er anfangs als Parteigänger der Revolution auf; seine Begeisterung fiel aber, als er das Unheil sah, welches im Namen der Freiheit gestiftet wurde. Ueberall würden die Schlösser geplündert und in Brand gesteckt, und deren Bewohner verhaftet oder ermordet. Obgleich er auch selbst der Gefahr ausgesetzt war, wollte er dennoch nicht auswandern: er hoffte durch seine ruhige Haltung der Verfolgung entgehen und sein Landgut Kermolek retten zu können, während die Besitzthümer der emigrierten Edelmänner rings umher vom revolutionären Staate eingezogen wurden. „Am Bürgerkriege, sagte er, werde ich nie theilnehmen; wenn man mich aber angreift, werde ich mich zu vertheidigen wissen.“

Einst kam nächstlicherweile ein Trupp der Chouankrieger zum Schloß und begehrte Einlaß. Sie wollten einige Stunden ausruhen; einer von ihnen war verwundet. Graf Guido glaubte ihnen den Liebesdienst nicht verweigern zu sollen; was er an den Royalisten that, hätte er übrigens auch an den Republikanern gethan. Die beiden Gräfinnen wollten selbst die Wunde des Blessierten verbinden. Bei Anbruch des Tages verließen die Chouans das Schloß, wurden aber unterwegs von den „Blauen“ überrascht. Der Verwundete konnte nicht rasch genug fliehen und wurde getödtet. Beim Durchsuchen und Berauben der Leiche bemerkten die Republikaner auf der Leintwand des Verbandes ein gesticktes K und darüber eine Grafenkrone. Sofort ging das Gerücht, das Schloß Kermolek sei eine Zufluchtsstätte der Aufständischen, die sich dort allnächtlich versammelten, eine Menge Flinten und Pulver in den Schloßkellern versteckt hielten und mit Hilfe der Gräfinnen Kugeln goßen.

Am andern Tag kam ein Bauer gelaufen und meldete, daß mehrere hundert Revolutionäre sich näherten und nur von Plündern, Verbrennen und Niederstechen redeten. Graf

Guido hatte immer gesagt, daß er gegebenen Falls sein Leben bis auf's äußerste verteidigen würde, und er hielt Wort. Die Republikaner verloren zehn Todte unter den Fenstern, bevor es ihnen gelang, in das Schloß einzudringen. Der Graf wurde in seinem Zimmer massacrirt, und die ganze Dienerschaft ereilte dasselbe Schicksal. Kurz vor der Ankunft der Revolutionäre war die alte Gräfin mit ihrem kleinen Enkel ausgegangen, um auf einer etwa zwei Kilometer entfernten Farm eine Kranke zu besuchen. Ahnungslos kam sie zurück, wurde von den Wütherichen umringt und verhaftet. Die junge Gräfin war mit ihrer Tochter Anna spurlos verschwunden: niemand wußte was aus ihr geworden.

Die ehrwürdige Mutter des Grafen Guido wurde vom Revolutionsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Das Gut Kermolek wurde konfiscirt und als Nationalgut verkauft. Der Anführer der revolutionären Bande, die das Schloß erstürmt hatte, erwarb es zu einem Spottpreis. Er hieß Hureuil und hatte sich noch den Beinamen Brutus zugelegt. Er stammte nicht aus der Gegend, niemand wußte woher er gekommen. Die Einen sagten er sei ein ausgesprungener Mönch; die Andern wollten wissen, daß er ein alter Galeerensträfling wäre. Er war nicht ungelehrt und hatte sich als blutdürstiger Club-Medner hervorgethan, flöhte aber allen ehrlichen Leuten, selbst vielen Republikanern, Abscheu und Schrecken ein.

Als neuer Besitzer des Schlosses Kermolek kam er zum frühern Gutsverwalter Migoret. Dieser war ein alter treuer Diener der Familie von Kermolek, besaß einiges Vermögen und bewohnte ein einzeln stehendes Häuschen, das eine Stunde vom Schloß entfernt lag. Infolge eines Jagdunfalles gelähmt, konnte er fast nicht mehr gehen und saß die ganze Zeit in einem Lehnstuhl, zärtlich gepflegt von seiner einzigen Tochter Luise, deren Gesichtszüge ihn an seine längst verstorbene Gattin erinnerten. Luise Migoret war fünf und zwanzig Jahre alt und ausnehmend schön: sie hatte nie heirathen wollen, um sich voll und ganz der Pflege ihres Vaters widmen zu können.

Als Taufkind der alten Gräfin, die auf dem Schaffot ihr Leben verloren, nahm sie den kleinen Raoul von Kermolek auf und vertrat